

In Deutschland ungeladert acht Prozent. Diese große Zahl der Kinder weist unter ungünstigen sozialen Verhältnissen auf. Ein sehr hoher Prozentsatz stirbt frühzeitig. Um das zu vermeiden, muß hygienische und soziale Lage gefördert werden. Der Einwand, daß die gesundheitliche und geistige Minderwertigkeit der Unheilighen schon in ihrer Abstammung bedingt ist, muß geprüft werden. Wir wissen zwar, daß Frühgeburt und lebensschwache Kinder bei den Unheilighen häufiger sind, doch existiert Syphilis bei den Unheilighen öfter angetroffen wird, daß eine geistige Minderwertigkeit mancher unheilighen Mütter nicht abzuprägen ist. Die Minderwertigkeit wird auch auf die Nachkommen nicht ohne Einfluß bleiben. Trotzdem steht aber fest, daß der größte Teil der unheilighen Kinder nicht durch die unheilighen Geburt als solche, sondern auch durch die ungünstigen Aufzuchtverhältnisse, denen sie gewöhnlich unterworfen sind, gesundheitliche und geistige Minderwertigkeiten erwischt. Die Lage des unheilighen Kindes zu heben, ist in erster Linie Aufgabe der Geseßgebung; denn nur durch die Geseßgebung ist es möglich, eine umfassende, durchgreifende, dauernde Besserung zu erzielen. Wird so sein Recht auf Erziehung (im weitesten Sinne) anerkannt, so wird damit allmählich auch der Mangel von ihm abfallen, den ihm jetzt noch die Gesellschaft aufdrückt. Der Krieg hat auch in Deutschland den unheilighen Kindern einen erhöhten rechtlichen Schutz gewährt. Die Novelle vom 4. August 1914 bewilligte die Arzentsurteilung auch den unheilighen Kindern und stellte hinsichtlich des öffentlichen rechtlichen Unterstützungsanspruchs die unheilighen Kinder den heilighen gleich. Nur hinsichtlich der Waisenrente ist das unheilighen Kind schlechter gestellt.

In Deutschland werden jährlich etwa 185 000 unheilighen Kinder geboren. Von den Kindern unter vierzehn Jahren sind etwa 1 000 000 unheilighen geboren. Nach dem Kriege ist ihr Anteil an der Gesamtzahl der Geburten noch gewachsen, denn durch den Tod vieler jungen Männer und das Zurückbleiben vieler Witwen und Waisen im heiratfähigen Alter sind in den nächsten auf eine Ehe für das weibliche Geschlecht besonders günstigere, und nichts fördert aus physiologisch und psychologisch leicht erklärlichen Gründen die Zahl der unheilighen Geburten so sehr wie ungünstige Heiratsausichten für die weibliche Bevölkerung. Unter den unheilighen Müttern sind die unteren Volksschichten stark, der Mittelstand nur sehr schwach vertreten.

Von 172 Mütterinnen, auf die sich die Untersuchungen beschränken, waren 95 Dienstmädchen und Köchinnen, 39 Schneiderinnen, Näherinnen, Putzmaschinen, 10 Wäscherinnen, Blätterinnen und Wäscheputzerinnen, 11 Arbeiterinnen, 2 Hausdamen und Erzieherinnen, 13 ohne Beruf und Hausväter, 1 Waisenhausmutter. Von der Gesamtzahl hatten 89, das sind 51 Prozent, vor Eintritt der Volljährigkeit, davon im Säuglingsalter bereits 62, Ungenug gehalten sich die sittliche Entwicklung. Unter den Jugendlichen in Preußen, die wegen drohender oder schon eingetretener Verwahrlosung der Fürsorgeerziehung überstellt wurden, sind mehr als 25 Prozent unheilighen, also viel mehr als dem Geburtenverhältnis (für das 20. Lebensjahr) entspricht. Wichtiges gilt von der Kriminalität und der Prostitution der Unheilighen. Die Beteiligung an der Kriminalität betrug für Spandan 14 Prozent, für Plopp 9 Prozent. Unter den weiblichen Inhafteten der Jugendhäuser in Württemberg befanden sich 20 Prozent Unheilighen, in Wern 14 Prozent. Dies sind sehr hohe Zahlen, welche wegen ihrer Sterblichkeit von den Unheilighen nur wenige das auchhausfähige Alter erreichen. Die Lebensfähigkeit der vorwiegend weiblichen Unheilighen ist wohl nicht ein höheres Alter erreichenden Unheilighen gleich, sondern ist wohl schlechter als bei den ehelich geborenen aus denselben Schichten, Prostituierten und schwere Verbrecher sind unter den oben Ermittelten gar nicht zu verzeichnen. In teile ist allerdings, daß gerade unter denen, die später trotz mühevoller Nachforschungen nicht mehr aufzufinden waren, sich viele befinden werden, die auf ein unregelmäßiges und bewegtes Leben zurückzuführen. Durch mangelhafte Minderwertigkeit wird die eheliche häufigen Stellungen und Berufswahl werden sie veranlassen, von einem Ort zum andern zu ziehen, weil sie nirgendwo etwas leisten und nirgendwo vorwärts kamen. Alles in allem zeigen aber die Beobachtungen, daß Unheilighen und Erziehungsberechtigten oft recht ungünstig sind. In solchen Fällen wird das Mangel der Mutter entgegen, weil diese es aus verabsoluten ließ oder in unermesslicher Weise mifhandelte, auch lassen wegen Mifhandlung die Mütter selbst der Mutter lauen. Die Tatsache, daß viermal noch zwei-

dreimal noch drei und zweimal sogar noch vier unheilighen Geschwister vorhanden waren, läßt auf eine moralische Minderwertigkeit der Mutter schließen, die kaum ohne Einfluß auf die Kinder bleiben wird. Diese Mängel, unter denen die körperliche und geistige Entwicklung der Kinder zu leiden hat, zu beseitigen, die Stellung des unheilighen Kindes zu heben und es damit von dem ihm anhaftenden Mangel zu befreien, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Staates und der Geseßgebung. Auf diese Weise können große wirtschaftliche Werte gewonnen werden; denn von den wirklich unheilighen Waisenern erreicht das erwerbsfähige Alter von 20 Jahren heute nur ein Bruchteil.

Literatur.

Die Felsleiterin. Roman von Harry Scheff. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin.

Ein guter Roman, spannend, unterhaltend, abwechslungsreich. Er beginnt in den Rocky Mountains und endet in Deutschland und in Wien. In einem kleinen Goldgräberlager im Coeur-d'Alene-Gebirge haben sich der schottische Erzbaronet Bob, genannte der „Schottische Bob“, der deutsche Maler Georg Sebald und Tom Flanagan mit Frau und Kind zusammengefunden. Tom Flanagan heißt eigentlich Gerhard von Hasselwerde und ist der Sohn eines deutschen Kommerzienrates. Er hat gegen den Willen des Vaters die Tochter des Dorfschulmeisters Hedwig Skroll geheiratet und ist — vom Vater verstoßen — hiesiger gelangt. Ein Brief teilt ihm den Tod des Vaters mit und die Werbung des Testaments, daß er Haupterbe sei, wenn er Klottide von Clairmont, die Tochter der ränksichtigen Hausdame, heiratet. Am anderen Morgen ist Tom Flanagan und mit ihm der schottische Bob verschwunden; Georg Sebald findet Hedwigs Leiche in einem tiefen Abgrund, sie ist ermordet worden. Die Mörder sind weit; die Witwidis hat sie aufgenommen; man findet sie nicht mehr. Georg Sebald nimmt die kleine Alice, Hedwigs Tochter mit nach Deutschland. — Vierzehn Jahre später. Professor Georg Sebald ist ein berühmter Maler geworden. Den Grundriß seines Ruhmes bildete sein Gemälde „Die Felsleiterin“, das die kleine Alice auf einem alten Efel — der Bob und Georg in Amerika gehörte — zeigt. Alice ist die Freude Georgs und seiner Hausväterin, der guten Dore. Georg liebt Alice — nicht wie eine Tochter, sondern sie ist die Frau, die er einzig zum Weibe nehmen möchte. Ein anderer tritt dazwischen, ein Vord, mit dem ihn auch Fäden von früher verknüpfen. Nach vielen Wirrnissen ist es doch Georg, der Alices Liebe davonträgt. Den düsteren Teil dieser Liebesgeschichte bildet das Schicksal Gerhard von Hasselwerdes, den wir als Kommerzienrat wiederbegegnen an der Seite Klottides, reich und stolz, aber nie froh und zufrieden. Colonel Kupfer — der „Schottische Bob“ — ist sein böser Schatte, der ihn allenthalb verfolgt, der Altmisser und Mitter seiner Schuld. Lange Jahre bleibt das Verbrechen ungesühnt, endlich kommt es an den Tag. Sebald hatte ein Bild gemalt „Es kommt der Tag“, das die Szene darstellt, wie Alice von der Leiche der ermordeten Mutter Abschied nimmt. Hasselwerde sieht das Bild in der Ausstellung und bricht zusammen. Er kommt in ein Sanatorium, kommt durch Zufall dort mit Alice zusammen, erkennt sie und will sie, die er für eine Epionit Sebalds hält, töten. Im letzten Augenblick wird sie von Sebald gerettet; Hasselwerde allein findet den Tod im Abgrund. Der Schottische Bob aber ist wieder verschwunden. — Man sieht, wie tief und vielfach verschlungen sind die Schicksale der Menschen, mit denen wir es in Schiffs Roman zu tun haben. Es passiert so viel, es sind so viele Begebenheiten und dramatische Vorfälle zu schildern, daß für die Schilderung innerer Vorgänge wenig Raum bleibt. Man ist aber immer bereit in Spannung, man wartet immer so auf das, was sich weiter ereignen wird, daß man auf tieferes psychologisches Eingehen kaum achten würde und weiter soll es wohl auch nicht sein. Niemand, der sich ein paar Stunden in das Buch hineinsetzt und seine bunten Geschichten an sich vorbeiziehen läßt, wird es gerne aus der Hand legen, es er nicht am Klüppel angelangt ist. Gewiß ein gutes Zeichen für das Talent des Verfassers, Spannungen und Wirkungen zu erzielen.

St. F.

Zu beziehen durch die

Goethe-Buchhandlung Suis a., G. O. Ullrich. 68. Serruf 4520.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 209

Sonnabend, den 18. September

1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Rothmann.

Waldbrunn verdonen.

11. Fortsetzung.

Welsbach hatte sie mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet und er war mit der Wirkung zufrieden. „Die Menschen sind früher beschämender gewesen, als heute“, sagte er, während sie weitergingen. „Unsere Größten haben vor hundert Jahren gewohnt wie heute kein Arbeiter mehr wohnen moß, und sind zufrieden gewesen. Sie waren eben reich in sich selbst und haben Welten in die Enge ihrer vier Wände getrieben. Wir Menschen von heute hängen leider viel zu sehr an Außerlichkeiten, und man fürchtet sich ebenfalls, unter die Oberfläche hinab und in die Tiefe zu tauchen. Wir trachten nach Wohlleben und Zerstreuung und verschwenden gedankenlos ein Leben an Nichtigkeiten. Wenn die Großen und Begnadeten so hätten leben wollen — sie hätten alle Größe erreicht und die Welt wäre unendlich arm und öde. Es wäre natürlich ganz falsch, wollte man Beethoven hinterher beschlagen, daß er so beschiden hat wohnen müssen.

In Wirklichkeit mußte er ja gar nicht. Trotz mancher Not hätte er's so anders und besser haben können. Aber ihn haben Außerlichkeiten eben gar nichts bedeutet. Was er draußte: Ruhe, Sammlung, Selbsteinsicht — das fand er hier in Heiligenstadt. Die Sonne fing er sich draußen ein, wenn er zwischen den Weinbergen spazieren ging, und trug sie heim und lehte sie um in Schönheit und Größe und Kraft. Eins aber sollte man doch an solchen Stätten, die nach dem Dichterwort gemeißelt sind für alle Zeiten: Beobachten; man erkennt leichter die Notwendigkeit, vor allem der eigenen Kraft zu vertrauen und an die Welt sich nicht zu verlieren.“

„Ja!“, sagte Phinele ganz leise. Es war wie ein Gelächern. Dann ging sie schweigend neben Welsbach her und Welsbach hörte sie nicht. Hätte er gehaut, wie stark gerade das auf Phinele gewirkt hatte, was er da eben glaubte sagen zu müssen — er würde vielleicht doch versucht haben, sie aus ihren Gedanken zu reißen.

Phinele blieb auch während des ganzen Abends still und in sich gekehrt, und sie sah so wenig, daß Frau Gerlinde und Frau Marie sich Gedanken machten.

Ob ihr denn etwas fehlte? Nein, gar nichts. Sie hatte nur keinen Appetit. Und müde war sie. Vielleicht war's am besten, wenn sie sich hinlegte.

Das tat sie denn auch bald, lag dann aber stundenlang wach und dachte mit großen Augen in uns Dunkel. Die grauen Schimmer des heraufdämmenden Morgens lagen schon im Zimmer, als sie endlich einschief.

Als sie am Morgen heraufkam, sahen die anderen schon beim Frühstück. Sie war blaß und sah auffallend ernst und gelangweilt. Frau Gerlinde sah sie forschend an, aber sie fragte nicht. Sie konnte Phinele und wußte, daß etwas in ihr nach Klarheit rang, mit dem sie erst fertig werden mußte.

Am Mittag, als Welsbach nach Hause kam, erzählte er, sein Kollege Professor Sedentich sei bereit, Phinele für sich allein und vor der eigentlichen Aufnahmeprüfung zu empfangen. Morgen um 11 Uhr. Sie könne dann mit ihm in die Stadt hinausfahren, und er werde sie dann selbst zu Sedentichs hinführen. Sie solle nur keine Angst haben. Sedentich sei wohl ein bißchen sonderbar, aber ein tüchtiger Künstler und vor allem ein ausgezeichneter Mensch.

Phinele war blaß geworden, und während sie herab mit ihren Fingern spielte, sah sie hart vor sich nieder.

Frau Gerlinde ging zu ihr und beugte sich über sie. „Liedling — ist Dir lange?“

„Ich weiß nicht, Mutter.“

„Möchtest Du lieber wieder mit mir nach Hause?“

„Nein, in Wien will ich schon bleiben und ordentlich lernen. Nur —“ sie unterbrach sich, schloß ein paar Mal und ließ dann hervor: „Aber hierbleiben kann ich nicht.“

Frau Marie erstarrt so, daß sie sich setzen mußte. Was war das? Das Mädel wollte nicht dableiben — nicht bei ihr? Und das sagte sie so geradezu?

Frau Gerlinde wurde glühend rot in heißer Verlegenheit.

„Aber Phinele, was soll denn das heißen?“ sagte sie streng.

Phinele begriff erst jetzt, was sie gesagt hatte und wie es aufgefaßt werden konnte. Sie sah Frau Marie an und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Lieber Gott, sie hatte doch niemandem weh tun wollen — sie konnte doch nur nicht anders. Und dann sprang sie auf und rang Welsbach die Hände entgegen.“

„Lieber, lieber Herr Professor, so helfen Sie mir doch! Sie verstehen mich doch. Sie sind ja alle so lieb und gut, um es ist so wunderbar schön hier bei Ihnen. Aber das ist's doch gerade. Ich kann doch nicht hier bleiben, weil's zu schön ist.“

Welsbach begann zu begreifen: das Beethovenhaus und was danach gesprochen worden war!

„Zu schön?“ fragte er lächelnd.

„Ja. Und da doch etwas werden möchte, so ist das nicht gut für mich. Ich darf mich nicht vermehren. Mar hat mich überhaupt viel zu sehr ermahnt. Ich dummes Ding hab' gar nicht verdient, daß es mir so gut gung. Jetzt will ich mit in Wien ein Stübchen mieten, ganz klein und bescheiden. Ich will ganz einfach leben, wie ein armes Mädchen, das auf sich selbst angewiesen ist. Und dann will ich arbeiten — immer nur arbeiten.“

„Nun lächelste Welsbach sie leidend.

„Über ab und zu müdesten Sie doch schon auch zu uns heraufkommen, nicht wahr?“

Ihre tränennassen Augen leuchteten in stillem Glanz: „Wenn ich darf — o wie gerne!“

„Ma alle!“ Er setzte sich zu ihr, nahm sie bei der Hand und zog sie zu sich heran.

„Mein liebes Kind“, sagte er gutlich, „nun hören Sie mich einmal an. Sie haben sich also zu Herzen genommen, was das Beethovenhaus drinnen in Heiligenstadt in seiner stummen Eindringlichkeit gerade hat, und was ich danach gesagt habe. Das macht Ihnen alle Ehre, aber ich denke doch, wir lassen's bei der ersten Verarbeitung und Sie bleiben häufig bei uns.“

Phinele wollte ihn unterbrechen, aber er wehrte sie ab: „Nein, bitte, nun müssen Sie mich schon sprechen lassen. Ich habe Ihnen gestern allerdings gesagt, daß man an solchen Stätten lernen solle, befehlen zu sein, der eigenen Kraft zu vertrauen und sich nicht an die Welt zu verlieren — so ungefähr ist's ja wohl gewesen, nicht wahr?“

Phinele nickte eifrig.

„Ja, ich hab' mir's ganz genau gemerkt. Und immer muß ich daran denken.“

„Mädchen! Sie würden doch aber nur ganz äußerlich die Konventionen ziehen, wenn Sie auf die geordnete Lebensweise verzichten und sich wider Ihre Natur und Ihr Bedürfnis einson machen wollten. Glauben Sie mir, für Sie ist das nichts. Aber wirklich arm und einlarm ist, für den können Armut und

„Entweder wohl eine herrliche Schale wecken; was aber nur arm schmecken will, während er ganz genau weiß, daß er nur zu wollen braucht, um aus Mut und Entschiedenheit herauszukommen — der spielt mit der Armut und dem Müßigen nichts. Befehden kann man immer und in allen Verhältnissen sein. Man braucht sich nicht zu überheben, auch wenn man von Luxus umgeben ist. Und wenn es zu Arbeit wirklich drängt, der wird auch dann mit Egen arbeiten können, wenn von der Arbeit nicht Lohn und Brot abhängt. Nein, mein liebes Kind, Ihnen tut das ganz anderes not. Sie brauchen herzliche Freundschaft. Das alles haben Sie bei Ihrer Mutter gehabt, und wenn Sie nur sonst befehlen sein und vorwärts kommen wollen, dann schadet's Ihnen gar nichts, daß es hier bei uns, wie Sie sagen, „zu schön“ ist.“ Er stand auf: „Und geben Sie Ihrer Mutter und meiner Frau einen herzhaften Kuß — Sie haben ihnen einen ehrenvollen Schred eingejagt.“

„Professore Heidenreich war ein knurriger alter Herr. Sager, mit einem bärtigen Gesicht und scharfen, ein wenig hochgehenden Augen. Daß die Boshelt nur Maske war und daß sich dahinter ganz still und beinahe verständig viel Herzengüte verbarg, mußten nur seine nächsten Freunde und die wenigen Schüler, denen er seine wahre Natur kundgetan hatte.“

Er stand, die Hände auf dem Rücken verschlungen, vor Phinele und funkelte sie durchdringend an.

„Also Sie wollen Künstlerin werden?“

„Phinele nahm sich ein Herz.“

„Ich weiß nicht — eigentlich wohl nicht. Wenigstens nicht das, was man gewöhnlich unter dem Wort versteht.“

„So. Und was versteht man denn darunter?“

„Mein Gott — ich denke mir eben, eine Künstlerin hat ihre Kunst für die Welt. Sie ist Künstlerin, um ihre Kunst vor die Leute zu tragen, um von ihrer Kunst zu leben.“

„So, und das möchten Sie also nicht? Sie sind wohl sehr reich, h?“

„Nein.“ Phinele setzte eine lächelnde Miene auf, die in dem jungen Gesicht allerliebste ausah. Etwas an seiner Art reizte sie zum Trotz. „Es gibt gewiß Künstlerinnen, die viel reich sind, als ich jemals sein werde. Aber ich denke mir das einfach schrecklich — ich würde sicherlich nie für Geld meine Kunst zeigen können.“

„So — Soho! Er lachte unbändig auf. „So ein dummes, klein's Ding will von Sachen reden, die es einfach nicht versteht! Warten Sie nur erst und lernen Sie mal was Rechtes! Dann sollten Sie mal sehen, wie der Ehrgeiz Sie in seine erbarmungslosen Klauen nimmt und nicht Ruhe gibt, bis er Sie auch in die Kämpfe und aufs Podium geschleift hat, genau wie alle anderen — und erst recht, wenn's was zu verdienen gibt. Wie alt sind Sie denn nun eigentlich?“

„Wald achtzehn.“

„Wald, also noch nicht achtzehn! So ein Kindstopp! Wissen Sie auch, daß die Kunst die ernsthafteste Sache von der Welt ist? Wenn das bühnen Technik nicht wäre, das nun leider einmal junge Fingern braucht, dann sollte man von Rechts wegen nur wirklich tollste Menschen zur Kunstübung zulassen. Wenn man die Welt nicht kennt und das geheimnisvollste unter allen Kunstern: die Menschenseele, dann kann man allenfalls fühlen und geben — das kann man nicht. Ist einfach unmöglich. Müßt machen — das kann allenfalls auch ein begabtes Kind; Müßt geben — ah Gott, was ist das für ein seltsames, sohabe es Ding!“

Phinele war glühend rot geworden, aber nun trat auch der höfliche Zug um den Mund scharf hervor. Sie war doch nicht hierher gekommen, um sich abzulassen und allen Mut nehmen zu lassen. Warum prüfte er sie nicht und rebete nachher? „Ich weiß nicht,“ sagte sie ein wenig schnippisch, „warum Sie mir das alles sagen, Herr Professor. Sie wissen doch noch gar nicht, ob ich Müßt geben oder Müßt machen kann.“

Er unterdrückte sie.

„Es gibt noch eine dritte Möglichkeit. Man braucht nämlich gar nichts zu können, nicht geben und nicht machen.“

„Werdings; aber dann würde mich Herr Professor Welsbach wohl kaum hierher gebracht haben.“

„Schau einer, wie das Züngeln geht! Epith und scharf, und Temperament ist ja wohl auch da. Also Welsbach. Na schön, das läßt sich gelten. Wenn ich auch sonst Proletionskünstler nicht leiden kann.“

„Nun da Sie mit ihrer Geduld am Ende.“

„Ich bin kein Proletionskünstler, Herr Professor. Und überhaupt, wenn schon doch nur er andere Menschen bei Ihnen Müßt studieren dürfen, dann ist's am Ende besser, ich komme wieder, wenn ich —,“ sie lachte einen Augenblick vor dem dreisten Einfall und plachte dann doch heraus: „wenn ich Großmutter bin.“

„Großmutter?“ Der Gedanke verblüffte ihn, und dann brach er in ein schallendes Gelächter aus. „Aldann, Sie sind schon ein Mädel! Großmutter —! Das muß ich doch meiner Frau erzählen.“ Dann sah er sie wieder mit forschender Neugierde an. „Aber wissen Sie, eigentlich war das nun doch ein bißchen — na, bei Ihnen muß man sich zusammennehmen, und ich glaube fast, Sie gefallen mir; aber dreist — jawohl dreist ist das doch gewesen, was Sie da oben sagten! Großmutter — es ist die Möglichkeit! Das bringt man wahrhaftig auch nur fertig, wenn man so halb klügge und naseweis ist. Na, wollen Sie jetzt nicht wieder aufbegehren? Also gut, dann wollen wir Frieden machen. Gehen Sie mir mal das Patschhändchen her! Ich denke, wir werden gut miteinander auskommen.“ Er hatte ihr die Hand entgegengehalten und aus seinen grauen Augen leuchtete ein so unerwartetes Wohlgefallen, daß Phinele schnell und entschlossen einstieg. Sie schämte sich ohnehin der dreisten Entgegnung und war froh, daß er ihre Keckheit mit soviel guter Laune aufgenommen hatte.

„Berzeihen Sie, Herr Professor!“

„Ach nun lassen Sie schon! Aber jetzt wollen wir mal sehen, was denn sonst mit Ihnen los ist. Zeigen Sie mal erst Ihre Geige her.“

Phinele reichte ihm das Instrument und er spielte ein paar Takte.

„Gut,“ sagte er, „sich gut. Was hat sie gelautet?“

„Ich weiß nicht, Herr Professor. Mutter klangte sie mir vor zwei Jahren zum Geburtstag.“

„Zum Geburtstag? Sieh mal an, so tolle eine Geige bekommen Sie? Da ist's kein Wunder, wenn Sie verwöhnt sind. Aber nun spielen Sie!“

„Was soll ich denn spielen?“

„Irgend etwas — was Sie eben auswendig können. Es kann ruhig eines Ihrer Paradiesstücke sein — ich will jetzt ja nur hören. Das Zurechtstücken kommt dann schon noch.“

„Aber ich hab' gar keine Paradiesstücke, Herr Professor.“

„Schon wieder empfindlich? Also schön, sagen wir Liebingsstücke. Welcher Meister steht bei Ihnen in besonderer Gunst?“

„Beethoven natürlich.“

„Erlauben Sie mal, natürlich ist das gar nicht. Aber dann nehmen Sie sich auch in acht! Bei Beethoven verpfeh' ich keinen Späß.“ Er setzte sich und verschlang erwartungsvoll die Arme vor der Brust. „Na also, wenn's gefällig ist!“

Nun hatte Phinele doch recht's Herzlopfen, und es gelang ihr nicht, sich zu konzentrieren. Dies und das fiel ihr ein, aber sie füllte sich unsicher und fürchtete steden zu bleiben. So entschloß sie sich denn, wieder das Adagio aus der Sonate Op. 30 zu spielen, das auch Welsbach als erstes Stück gehört hatte. Da konnte sie sich auch ein wenig Eindrud zu machen. Darauf kam's ihr nun wirklich an und sie nahm sich zusammen, um ihr Bestes zu geben.

Heidenreich sah mit erstem Gesicht da, und seine Miene und seine Bewegung verriet, ob er zufrieden war oder nicht. Erst als sie geendet hatte, meinte er trocken: „Na, das ist ja ganz nett.“ Nichts weiter. Dann erhob er sich und es sah fast aus, als habe er schon genug gehört.

Phinele war enttäuscht. Sie hatte wirklich auf ein kleines Lob gewartet.

„Soll ich noch etwas spielen?“

„Danke, nein. Ich hab' jetzt auch keine Zeit mehr. Nachher will ich mit dem Kollegen Welsbach sprechen, der sagt Ihnen dann schon Bescheid.“

Phinele wurde mit ihrer Enttäuschung nicht fertig, und während sie still die Geige in den Rasten legte, traten ihr Tränen in die Augen. Warum sagte er denn gar nichts? Hatte sie schlecht gespielt und war er unzufrieden, dann konnte er's doch sagen. Aber sie wußte: ganz schlecht war's sicher nicht gewesen, und sein Schweigen tat ihr weh. Sie wagte gar nicht

zu antworten, weil er nichts von ihrer Bewegung werden sollte, und so dauerte es ziemlich lange, bis sie mit dem Einpaßen fertig war. Dann mußte sie sich freilich doch einmal aufrichten und ihren Rasten nehmen.

„Grüß Gott, Herr Professor!“

Er hatte sie schweigend beobachtet. Nun nahm er ihre Hand und hielt sie in einer Augenblick fest.

„Grüß Gott — Großmütterchen! Ich sehe, Sie sind gekränkt. Sie haben gesp'elt und erwarten Ihr Lob wie etwas, worauf Sie ein Recht haben. Und sind nun bitterböse, daß Sie keine zu hören kriegen. Denken Sie daran, was ich Ihnen von der Künstlerlei'selst gesagt hab'. Lassen Sie mir die ja nicht groß werden, sonst kommt es wirklich gefahren, daß wir zwei einmal ernsthaft unzufrieden miteinander werden. Und um Gott befohlen!“

Fortsetzung folgt.

Das Goldstück.

Stimme von Mari Rüge.

(Nachdruck verboten.)

„Lange war es her. Nicht lange. Er war damals noch jung gewesen, angefüllt mit Idealen und das Herz voller irdischer Hoffnungen. Gehalten hatte ihn das Leben nichts. Nur einmal, weit zurück jetzt, hatte es einen Anlauf genommen. Da war es, als wollte das erdumte Bild herbeigebildet in besonders glücklicher Stunde geschrieben und es an eine sehr bedeutende Zeitschrift eingesandt, dort abgedruckt bekommen hatte. Da war es ihm gewesen, als läme es herbei. Da war es ihm so leicht gewesen. Das Leben lag so sofort vor ihm. Der Traum vom Künstlersein dem Uebergang zur Wirklichkeit nahe.“

Und doch war es nichts gewesen. Nichts mehr. Nie mehr. Nur dieses eine, damals, weit zurück jetzt. Das einzige, was ihm dabon übrig geblieben, war ein Goldstück. Ein funkelndes Pfennigsgemerkstück. Das Honorar für das Bescheid. Es war damals ganz neu gewesen. Damals, als er's bekommen. Und es war heute noch eben so. Es war fleißig gepußt und in Ehren gehalten. Der Blicksote vor damals. Reizt der Erinnerung an einer schönen Traum.“

Hötte Ketten kamen. Nur die Menge. Der Krieg kam. Die Not mußte. Das Kriegsende brachte erneut Not. Die Nachkriegszeit ließ sie immer mehr steigen. Es ging dem bezeugten kleinen Schreiber, der er noch immer war und dem es nicht gefiel, war, sich irgendetwas und irgendwohin in Krieg oder während der Revolution Vorteil zu verschaffen, noch genau so schlecht wie ehedem. Er war Schreiber geblieben. Kleiner, untergeordneter Schreiber. Doch das Goldstück besaß er noch. Das blankle, saubere, funkelnde runde Spielzeug seiner Mühsstunden. Da vergnügte er sich mit ihm und freute sich an seinem Glitzern und Wackeln. Da war er glücklich und froh.

Durch alle Verordnungen hindurch, alle Sammlungen und Aufforderungen zur Ablieferung hindurch hatte er es gerettet, sein Goldstück. Und er wollte es festhalten.

Da kam der Schiebergoldkauf. Es wurden 100 Mark für ein Stück geboten. Der kleine Schreiber lachte. Es wurden 150 geboten. Er lachte immer noch. Es wurden 200 geboten. Er verzog das Gesicht. Es gab 250. Er biß die Lippen zusammen. Man zahlte 300. Er kämpfte mit sich einen schweren Kampf und ließ das Spielchen mit dem schönen Spielzeug seiner stillen Stunden. Er litt. Das Geld lochte. Aber das Gold war mächtiger. Er kümmerete sich um keine Preise für Gold mehr. Er stieß der Gegenwart.

Inzwischen zahlte man 1000 Mark für ein Goldstück. Eintausend Mark. Eintausend! Als der kleine Schreiber es durch Zufall hörte, wurde er vor Schreden ganz zitterig. Da hielt ihn das Gold nicht mehr. Er nahm das Goldstück, schloß die Augen, als er es empackte in Seidenpapier und trug es zum Goldkaufslager.

„Ich möchte ein Goldstück verkaufen, was geben Sie mir?“

„Wenn es gut erhalten ist — tausendeinhundert Mark!“

„Tausend . . . tausendeinhundert . . .? — Bitte, ja, ich hab eins.“

Der Goldkäufer nahm das Goldstück und prüfte es. Er sagte nichts. Er ermahnte der Raste elf Hundertmarktscheine. Die legte er wortlos neben das funkelnde neue Goldstück.

Der kleine Schreiber ätzte, als er das viele Geld sah. Aber dann sah er das gefällige, runde, feste Goldstück mit seinem ihm lieb gewordenen Glitzern. Und als nun von der Straße, durch die sich öffnete Tür, ein leichter Windstoß sich erhob und die Scheine bewegte, da griff er heftig nach seinem Goldstück, nahm es fest in die Hand und wusch fast fluchtartig den Boden. Und ebenso eilig kehr er durch die Straßen.

Er atmete erst auf, als er dahin war. Da schloß er sich ein, nahm sein Goldstück, betrachtete es und freute sich an seinem Besitz und dem Glitzern . . .

Ganz wie damals.

(Nachdruck verboten.)

Als jetzt Soldau von den Russen erobert, besetzt wurde und dann in wenigen Tagen die Polen wieder da waren, da kam mir eine Szene aus jenen Tagen in Erinnerung, da wir in Rußland in unerschöpflichem warmem Feuer die Felder vor uns betrieben und Orte eroberten, die soweit von jeder Kriegswahrscheinlichkeit, von jeder Furcht oder Hoffnung aus dem Kriegsläufen lagen, wie eben noch Soldau vor wenigen Wochen. Damals kamen wir auch als Befreier. Jene Städte waren von Juden besetzt, die den Russen als Feind, als Verräter empfanden. Sie empfingen uns mit Jubel, führten uns in ihre Häuser, bewirteten uns und wuschen unsere Wunden. Immer wieder kamen sie mit der Frage: Wird der Fronje ganz auch nicht mehr zurückkommen? Der fremde Räuber von ihren Häusern, ihrer Habe fern gehalten werden? Und wir versprachen es ihnen, aberzeugt, wie wir damals waren: Nie wieder werden wir ihre Hand von euch abziehen. Nie sollt ihr wieder unter diesen Barbaren leiden, die Mute der Russen fürchten müssen.

Wir versprachen es und glaubten so fest daran, wie die Russen jetzt in Soldau an ihre Befreiung geglaubt haben.

Es dauerte damals keine zwei Wochen, — da sah ich, daß die Front weiter diesseits von jenem kleinen Orte verlief, daß nun dort wieder der „Fronje ganz“ herrschte und gewiß gerade an jenen Juden Rache nahm für ihr menschliches Verhalten gegen uns. Denn es werden sich genug Angeber gefunden haben, die erzählen konnten, wer den Deutschen geholfen hatte.

Es wird ihnen böse gegangen sein, unseren freundlichen Wirten, wenn sie nicht vorher etwas geflohen sind, als die deutsche Front zurückwich. Aber auch dann hätten sie ein böses Los gezogen. Sie wanderten im Bande weiter, auf hochgehenden Karren ihre armliege Habe, ihre Weiber und Kinder mit sich führend, ein Bild des Jammers, ziellos, von der Kriegsfurie vertriebt, wie lose Blätter im Herbst. Wo mögen sie alle geblieben sein, die uns so auf den moralischen Straßen begegneten?

Und wo bleiben die tausende Deutsche, die wie jene, nun aus den polnischen Landen fliehen mußten, weil sie dem Siege der Russen vertrauten? und mit deren Köpfen die Polen die Straßen pflastern wollen?

Wer wird ihnen helfen, wer sie aufnehmen in diesem arm gewordenen Deutschland? Werden diese Verarmten hilflos verkommen, genau wie damals ihre jüdischen Leidensgenossen fuhren? . . .

Lebensschicksale der unehelich Geborenen.

In allen Abhandlungen und Statistiken über das uneheliche Kind ist erwiehen, daß seine körperliche und geistige Entwicklung hinter der ehelich Geborenen durchschnittlich weit zurückbleibt. Dennoch werden diese Eigenarten in der Entwicklung unehelicher Kinder in der Regel nicht durch Persönlichkeiten der Väter und Mütter, das heißt durch ihre Abstammung als solche, bedingt. Wenn auch die Mehrzahl der letzteren den unteren Schichten der Bevölkerung angehört, so bilden, wie die Untersuchungen von Reiter und Kiehl in der „Berliner klinischen Wochenschrift“ beweisen, ihre Herkunft, ihre Erziehung und Beruf, ihre geistigen und körperlichen Eigenschaften und nicht zum mindesten die psychologischen und ethischen Voraussetzungen für ihre Geschichte ein buntes Bild, dem ein für die uneheliche Geburt typischer, nur in ihrem Eline zu deutender, charakteristischer Zug fehlt. Die Zahl der unehelichen Geburten beträ-

